



DENK- UND LEBENSWEISE

Ein fester Platz für jeden: die soziale Hierarchie



©2014 Fotob: rk

„Damen von Rang distinguieren sich durch die Anzahl ihrer Diener, die Schönheit ihrer Boote, die Pracht ihrer Gewänder und durch ihr Betel-Kästchen, das sie vor sich hertragen lassen.“

Nicolas Gervaise, 1688

Kniefall: Den Mönchen ist höchster Respekt zu zollen

Straßenverkäuferinnen gehören zur untersten Schicht der Gesellschaft

Von Anfang an war die thailändische Gesellschaft eine Klassengesellschaft, in der jedes Mitglied seinen angestammten Platz einnahm. Zwar hatte diese **hierarchische Ordnung** keine direkte Sanktion in der Religion wie etwa das Kastensystem im Hinduismus, die allbeherrschende Philosophie des Karma aber ließ es plausibel erscheinen, dass den Menschen aufgrund ihrer Taten im vorangegangenen Leben eine mehr oder weniger privilegierte Stellung zukommen musste. So galt der König als die Inkarnation einer Seele, die in ihren vergangenen Existenzen ein Höchstmaß an *bun* oder „Verdienst“ durch gute Taten erworben hatte. Ein Leben am unteren Ende der sozialen Skala, beispielsweise als Sklave, war dagegen ein untrügliches Zeichen für vorhergehende Leben in Niedertracht und Sünde.

Die Gesellschaft spaltete sich in eine unüberschaubare Anzahl von **sozialen Stufen** und bekam, bildlich gesprochen, die Form einer Pyramide. An deren Spitze herrschte einzig und allein der König, gefolgt von einem in Klassen unterteilten Adelsstand. So berichtete *Nicolas Gervaise* von fünf rangverschiedenen Adelsklassen. Die Damen der feinen Gesellschaft taten ihren Stand durch den Prunk ihrer Kleidung, die Eleganz ihrer Boote, die Kostbarkeit ihres Betel-Kästchens und durch die Anzahl ihrer Diener kund.

Die **strikten Hierarchien** sorgten auf ihre Weise für den Frieden im Reich. So erklärte der Engländer *F. A. Neale* die Friedfertigkeit, die er unter den Einwohnern Siams beobachtet hatte, in seinem Buch „*Narrative of a Residence in Siam*“ wie folgt: „Von klein auf lernen sie, jeder Klasse zu gehorchen und sie zu respektieren, angefangen vom König bis zu jenen, die einen winzigen Grad über ihnen stehen; und von den ihnen Niedrigerstehenden wird ihnen selber wiederum dieselbe Ehrerbietung zuteil, die sie anderen zollen; folglich ergeben sich kaum Gelegenheiten zum Disput, selbst wenn sie diesem zugetan wären.“ Auf Vergehen gegen die Würde von höher Gestellten stand Auspeitschung, „das Schreckgespenst, das drohend über den Häuptern aller Völker Asiens hängt“ – so *Neale* weiter.

An eine **Auflehnung gegen die strengen Strukturen** war nicht zu denken. Selbst die Abschaffung der Sklaverei durch den reformfreudigen *König Chulalongkorn* im Jahre 1892 war weniger die Folge eines zunehmend von Klassenlosigkeit geprägten Denkens, als der Versuch, es den USA gleichzutun, die kurz zuvor unter *Abraham Lincoln* die Sklaverei in die Geschichtsbücher verbannt hatte. *Chulalongkorns* Thailand sollte in den Augen des Westens nicht barbarisch-rückständig erscheinen. Außerdem waren wahrscheinlich finanzielle Erwägungen mit im Spiel: Da Sklaven keine Steuern zahlen konnten, wurde durch deren neuen Status als freie Bürger eine neue steuerabführende Bevölkerungsschicht geschaffen.

Das Klassendenken war also noch lange nicht aus dem Weg geräumt. Weitergenährt wird es noch heute durch **viel zitierte religiöse Texte**. So z. B.

durch die *Trai Phuum Phra Ruang* („Die drei Welten gemäß Phra Ruang“), die Mitte des 14. Jh. geschrieben worden war und deren Verfasser später König in Sukhothai werden sollte. Die Schrift erläutert, dass jedem Wesen sein durch eigene Taten hervorgerufener Platz zugewiesen ist; ein Infragestellen dieser Theorie bedeutet – so die *Trai Phuum Phra Ruang* – ein Auflehnen gegen das religiöse Gesetz. Noch heute beziehen zahlreiche Mönche aus der Abhandlung Material für ihre Predigten an die Bevölkerung und festigen so auch die ohnehin schon stark verinnerlichten Hierarchien.

Als Bestandteil dieser Strukturen werden den Thais gewisse Verhaltensmuster abverlangt. So können Niedriggestellte oder Untergebene mit einem rauerem Umgangston angesprochen werden, Hochgestellten oder Vorgesetzten dagegen ist der nötige Respekt zu zollen. Diese Standesunterschiede finden ihren Ausdruck auch in einem **differenzierten Groß- und Anredesystem** (siehe dazu das folgende Kapitel). Zu den hochgestellten Personen müssen auch unumwunden die Reichen gezählt werden, egal aus welcher Bevölkerungsschicht sie ursprünglich stammten oder auf welchen dubiosen Wegen sie ihr Vermögen auch verdient haben mögen: Aufgrund der weit verbreiteten Korruption ist es schließlich möglich, sich Recht und Macht zu erkaufen. Wer Geld hat, ist unantastbar.

Ein gutes Beispiel hierfür ist tagtäglich in den Straßen Bangkoks zu beobachten. So bekommt ein falsch parkender BMW oder Mercedes grundsätzlich keinen Strafzettel, denn dessen Besitzer – der Gedanke liegt nahe – ist wahrscheinlich ein sehr einflussreicher Mensch. Und er könnte den Strafzettel verteilenden Polizisten durchaus einige Probleme bereiten! Die Strafzettel bekommen so nur die „Kleinen“, die mit den japanischen Billigwagen oder dem Motorrad, denn die können keine Repressalien in die Wege leiten.

Treffen Thais mit ihnen fremden Personen zusammen, so gilt es als Erstes, die **soziale Position und die damit verbundene Machtstellung auszuloten**. Dazu steht ihnen eine reichhaltige Checkliste zur Verfügung: So achten sie auf Kleidung, Benehmen und Art der Sprache; um das Gegenüber dann noch enger einkreisen zu können, versuchen sie etwas über Schulbildung, Beruf, Gruppenzugehörigkeiten, Vermögensverhältnisse, Reichweite seiner Beziehungen, Verwandte und sogar sein Alter herauszubekommen. Die Abklärung all dieser Punkte erlaubt ihnen eine recht exakte soziale Platzierung des Gegenübers.

Nicht so einfach aber ist es mit diesen **merkwürdigen farang!** Bei ihnen fällt den Thais die Platzierung schwer, denn die ansonsten unfehlbare Checkliste funktioniert nicht mehr. Zwar werden alle *farang* zunächst einmal automatisch für recht wohlhabend gehalten, andererseits zeigen sich den Thais immer wieder Touristen in schludrigen kurzen Hosen, schäbigen T-Shirts und billigen Gummisandalen. Dies ist in Thailand die Kleidung

der Ärmsten der Armen! Zudem spazieren Farang-Frauen in undezent-freizügiger Kleidung durch die Gegend und benehmen sich dabei forsch wie die Männer. So agieren thailändische Frauen nur, wenn sie aus dem Slum und/oder aus dem Bordellmilieu stammen! Zahlreiche männliche *farang*, die sich ihr Thai-Vokabular in den Go-Go-Bars von Bangkok angeeignet haben, schocken die Thais durch ihre Sprache, denn das ist die der Bar-Girls und die ist alles andere als stubenrein. So reden nur Thais mit zweifelhaftem Background, solche, mit denen sich „bessere“ Thais niemals abgeben würden. Die Ausländer sind nach dem thailändischen Wertesystem also unmöglich in der Gesellschaft zu platzieren.

Da die soziale Position von solch eminenter Bedeutung ist, neigen die Thais zum „Hochstapeln“, zum **Vortäuschen einer höheren Stellung, als sie tatsächlich innehaben**. Zum Teil aus diesem Grunde kleiden sich die meisten Thais auffallend gepflegt, was in vielen Fällen den Geldbeutel über Gebühr strapaziert. Im Gegensatz zu Westlern, die zum „dressing down“ neigen (siehe Touristen in oben genannter Schluderkleidung), kleiden sich so manche Thais über ihre Verhältnisse gut, was bei vielen Touristen wiederum Missverständnisse auslöst: Diese halten somit Thailand für wohlhabender, als es in Wirklichkeit ist. Der Trick mit der guten Kleidung hat so zumindest bei den *farang* gewirkt; die Thais selber können aber durchaus besser differenzieren und lassen sich nicht so leicht in die Irre führen.

Wie wohl in allen Gesellschaften, so greifen auch in Thailand die niedrigeren sozialen Schichten aus Kompensationsgründen verstärkt in die **„Mehr-Schein-als-Sein“-Trickkiste**. So behängen sich viele Bar-Girls, die in den Augen der „anständigen“ Thais eine vollkommen indiskutable Lotterschicht darstellen, mit dicken Goldketten. Der zur Schau gestellte „Reichtum“ soll den Gesichtsverlust wettmachen, den die Arbeit als Prostituierte nun einmal mit sich bringt. (Nicht dass sich die „ehrenwerteren“ Thais dadurch groß blenden ließen!) Die Freunde der Bar-Girls, die oft gleichzeitig als deren Zuhälter fungieren, schmücken sich ebenfalls mit viel Gold und protzen mit schweren, lärmenden Motorrädern. (Die Thais erkennen sie dennoch meist als das, was sie sind – zu meidende *nak leng*, Schurken oder Rowdys.) Ähnlichkeiten mit entsprechenden Bevölkerungsschichten in Europa sind sicher nicht zufällig; in der Heimat fällt das Erkennen solcher Verhaltensmuster nur ungemein leichter!

Auch die „besseren“ Kreise müssen sich gelegentlich für teurer verkaufen, als sie eigentlich sind. So wird in Geschäftskreisen oft behauptet, dass ein Geschäftsmann zwar ohne ein Dach über dem Kopf auskommen könnte, aber nicht ohne einen Mercedes! Wer als Businessman keinen Mercedes fährt, gilt als nicht solvent und findet auch niemanden, der sich mit ihm auf Geschäfte einlassen würde!

Die Kunst des rechten Grußes: der wai



02514 Fototr. dk

*„Wenn sich zwei Freunde auf der Straße
treffen, grüßen sie sich,
indem sie ihre Hand zur Stirn erheben,
und gleichermaßen,
wenn sie einem Mönch begegnen
oder eine Pagode passieren.“*

Nicolas Gervaise, 1688

Fast Food lässt grüßen: der willkommen-
heißende wai des McDonald's-Clowns

Thailands strikte hierarchische Strukturen werden auch im Alltagsleben sichtbar und so manche scheinbar wertfreie Handlung ist ein Ausdruck dieser allgegenwärtigen Machtverhältnisse. Ausländer, die in der Regel eher an egalitäre Gesellschaftsstrukturen gewöhnt sind, benötigen eine längere Zeit der Beobachtung, ehe sie alltägliche Handlungen in diesem Sinne entschlüsseln können.

Ein tagtägliches Beispiel, das die Hierarchien verdeutlicht, ist der **traditionelle thailändische Gruß**, der *wai*. Dieser hat seinen Ursprung wahrscheinlich in der indischen Geste des *namasté*, zu der die Handflächen wie im Gebet vor der Brust zusammengelegt werden. Die Geste an sich wirkt schon weit ehrerbietiger (und eleganter!) als das Händeschütteln der Westler. Das Händeschütteln widerspricht auch dem in vielen Ländern Asiens verbreiteten Konzept der „rituellen Reinheit“, denn Hochgestellte könnten sich ja durch die Berührung mit Niedergestellten „verunreinigen“. Die Vorstellung hat ihren Ursprung im Kastendenken Indiens, das sich in unterschiedlicher Form auch über dessen Grenzen hinaus ausgebreitet hat.

Während es bei dem indischen Gruß keine klaren Abstufungen gibt, die auf den **Status der Grüßenden** schließen lassen, so ist die Form des *wai* stark reglementiert und ein Ausdruck der Macht- oder Statusverhältnisse. So entscheidet der Status des zu Grüßenden darüber, wie hoch der Grüßende die gefalteten Hände beim *wai* zu heben hat. In der Praxis sieht das folgendermaßen aus:

- Grüßen sich etwa **Gleichgestellte**, so heben sie die gefalteten Hände so weit, dass die aneinandergelegten Daumen sich in Brusthöhe befinden. Der Kopf wird dabei nicht gesenkt und beide sehen sich gerade in die Augen – ein Zeichen, dass beide „gleichwertig“ sind und keiner den anderen zu fürchten braucht.
- Sozial **höher gestellte und ältere Personen** (mit Ausnahme der eigenen Eltern) werden durch einen etwa brusthohen *wai* (wie oben) begrüßt, dabei ist der Kopf aber ehrfürchtig zu senken. Das Senken des Kopfes könnte im übertragenen Sinne als das Hinhalten des Kopfes eines Hinzurichtenden gegenüber seinem Henker gedeutet werden; durch das Senken des Kopfes setzt man sich der Macht des höher Gestellten aus und fördert möglicherweise dessen Wohlwollen.
- Die **Eltern und sehr hoch gestellte Persönlichkeiten** werden begrüßt, indem sich die Daumen beim *wai* in Mundhöhe befinden. Dabei ist der Kopf hingebungsvoll zu senken. Diese dabei erreichte fast gebetsähnliche Haltung fördert das Wohlwollen des zu Grüßenden, der durch den *wai* in seinem hohen Status bestätigt wird. Bezeichnenderweise „waien“ so häufig Personen, die sich eines Vergehens schuldig gemacht haben

und um Verzeihung bitten. Thailändische Tageszeitungen drucken häufig Fotos von frisch gefangenen Ganoven, die sich so bei ihren Häschern „entschuldigen“.

- Als lebende Symbole des Buddha sind **Mönche** besonders respektvoll zu grüßen. Dazu werden die gefalteten Hände so hoch gehoben, dass die Daumen in Höhe der Nasenwurzel ruhen, da wo sich angeblich das mystische „Dritte Auge“ befindet. Dabei wird der Kopf tief gesenkt. Diese demütige Haltung ist ein Ausdruck der Unterwerfung unter den Buddha, den Mönchsstand und *dhamma*, das religiöse Gesetz. Eine Missachtung könnte in den Augen vieler Thais katastrophale Folgen nach sich ziehen, die respektvolle Huldigung dagegen bringt dem Demütigen Pluspunkte für die nächste Geburt ein.
- Zur Begrüßung sehr hoch stehender Mönche oder von Mönchen, denen man eine spirituelle Kraft (*saksit*) nachsagt, hockt man sich auf den Knien nieder, wobei die Fußsohlen respektvoll nach hinten, vom zu Grüßenden weg, zu zeigen haben. Während die Hände zum *wai* über dem Kopf zusammengelegt werden, beugt sich der Grüßende nach vorn auf den Boden und legt dort schließlich die Hände mit den Handflächen nach unten vor den Kopf. In dieser Stellung verharrt der Grüßende (auch: Bittende!) ein paar Sekunden. Diese inbrünstige Steigerung des *wai* heißt *khraap*.
- Zur Begrüßung des **Königs** begibt man sich ebenfalls in die oben beschriebene Hockstellung, wobei die Hände in Stirnhöhe zusammengelegt werden. Dabei ist der Kopf so tief wie möglich zu senken. Diese Begrüßung heißt *thawai bangkhom*. Vorher hat man sich dem König auf Knien zu nähern und nach dem Gruß muss sich der Grüßende rückwärts wieder auf Knien entfernen, um dem König nicht unhöflich seine Kehrseite zuzuwenden. Westliche Monarchen oder andere westliche Staatsgäste begrüßt der (als unkonventionell bekannte) König allerdings durch einen sympathisch-schlichten Händedruck. Spricht man mit dem König, so muss man *ratchasap* anwenden, eine stark von Sanskrit und Khmer beeinflusste Variante des Thai, in der sich aber nur sehr gebildete Personen einigermaßen zuverlässig ausdrücken können. Das Wort *ratchasap* stammt von Sanskrit *raja shabda* („königliche Laute“).

Zur **richtigen Ausführung** des *wai* gehört also die korrekte Einschätzung des Gegenübers, das Wissen um seine soziale Platzierung. Ausländer haben damit ihre Probleme. So benutzt so mancher Tourist den *wai* – in seinem Bemühen, besonders „Thai“ sein zu wollen – peinlich falsch: Wer also z. B. einen Kellner allzu respektvoll „wait“, verspottet ihn im Grunde, da der Kellner um seinen „niedrigen“ Stand weiß und ein zu „hoher“ *wai* so letztlich nur als bewusster Hohn aufgefasst werden kann – vergleichbar

mit einem Bettler, der von einem großzügigen Geldgeber mit „Euer Hochwohlgeboren“ angeredet würde! Als Nebeneffekt macht sich der zu „hoch“ „waiende“ Tourist so selbst „niedrig“ und eventuell lächerlich. Glücklicherweise verzeihen die Thais die oft missratenen wai-Versuche von Westlern mit einem nachsichtigen Grinsen.

Das **beste Rezept für Westler** ist im Grunde, gänzlich auf den wai zu verzichten. Kein Thai nimmt das übel, denn jeder weiß, dass sich die Westler mit dem wai *farang* begrüßen, dem „Gruß der Ausländer“, dem guten alten, klassenlosen Händedruck. Wird man selber zuerst „gewait“, so braucht der Gruß nur durch ein kurzes, anerkennendes Kopfnicken und ein freundliches Lächeln erwidert werden. Das entspricht vollkommen dem automatisch hohen Status der *farang*. Auf keinen Fall sollte der wai von Kindern oder sehr niedrig Gestellten erwidert werden (z. B. Bettler, aber auch Kellner o. Ä.), das würde ausgesprochen lächerlich wirken. Hier tut's eine sehr knappe Anerkennung durch Kopfnicken und Lächeln.

Abzuraten ist allerdings vom **Händeschütteln**, da die meisten Thais – mit Ausnahme solcher, die längere Zeit im Westen verbracht haben – vielleicht nicht recht wissen, wie sie auf die ausgestreckte Rechte reagieren sollen. Einfacheren Naturen kitzelt dies ein peinlich berührtes Kichern hervor. Frauen sollten auf gar keinen Fall durch den Händedruck begrüßt werden, es sei denn, sie gehören zu den sehr, sehr wenigen „verwestlichten“ Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts. Der öffentliche Körperkontakt, dazu zählt auch das Händeschütteln, ist tabu und nur unter sehr guten Freunden gestattet. Ansonsten vermittelt er der Umwelt den Eindruck von „Intimität“, was der Frau in den allermeisten Fällen sehr peinlich wäre. (Das lockere Verhalten von Bar-Girls darf hier im Übrigen nicht als Gegenbeispiel angeführt werden; sie verdienen durch die körperliche Berührung ihr Brot und stehen in den Augen der Thais ohnehin schon auf einer solch niedrigen Stufe, dass sie nichts mehr zu verlieren haben!)

Aus dem wai-Dilemma hilft den Ausländern die **Grußformel** „*sawatdii khap*“ bzw. „*sawatdii khaa*“. Beides kann zu einem umgangssprachlichen „*sawatdii*“ abgekürzt werden. (Das Wort *sawatdii* stammt von Sanskrit *swasthya* = „Gesundheit“; es ist auch verwandt mit der *swastika*, dem „Glückszeichen“ oder „Hakenkreuz“.) Dieser Gruß kann alles Mögliche bedeuten, so z. B. „Guten Morgen“, „Guten Tag“, „Guten Abend“, „Seien Sie mir gegrüßt“ und auch „Auf Wiedersehen“. Das *sawatdii* kann jederzeit ohne begleitenden wai gebraucht werden. Wer will, kann dazu leicht mit dem Kopf nicken. Die Anhängsel *khap* und *khaa* sind Höflichkeitsfloskeln, die jeweils nur von Männern (*khap*) oder Frauen (*khaa*) benutzt werden können. Das *khap* wird im Thai übrigens *khraph* geschrieben, das „r“ wird aber nur noch gesprochen, wenn es sehr formell zugehen soll.

Tham bun: Pluspunkte für die Wiedergeburt



*„Da sie fest daran glauben,
daß Glück in der Gegenwart nichts
anderes ist als die Belohnung für
Tugendhaftigkeit in der Vergangenheit,
und daß das Gute, das sie in diesem Leben
tun, ihnen nach ihrer nächsten
Wiederkunft zur Erde mit Zins und
Zinseszins zurückgezahlt werden muß,
ersparen sie sich keine Mühe im
Erlangen eines besseren Schicksals
in jener nächsten Existenz.
Der Ausdruck, Tham Bun oder, Gute Taten
tun liegt ihnen permanent auf den Lippen.“*

Nicolas Gervaise, 1688

Wer dem Buddha einen Obulus entrichtet,
sichert sich ein gutes Schicksal

In dieser Beziehung hat sich seit den Zeiten des alten *Nicolas Gervaise* gewiss nichts geändert: Da die buddhistischen Thais an ihre Reinkarnation glauben, deren Umstände von ihren vorangegangenen Handlungen abhängen, versuchen sie, sich durch „gute Taten“ für ein möglichst günstiges Schicksal zu qualifizieren. Diese **Philosophie des *tham bun*** (= „gute Taten verrichten“) beruht also unmittelbar auf der Theorie des Karma, d. h. gute Taten in diesem Leben werden durch ein glückliches nächstes Leben belohnt, schlechte durch ein entsprechend leidvolles.

Diese alles durchdringende Philosophie hat ihre Auswirkungen im Alltagsleben, heute ebenso wie gestern. Hören wir dazu noch, was *Nicolas Gervaise* Ende des 17. Jh. beobachtet hat:

„In Bezug auf die Taten, die mit Gott in Zusammenhang stehen, ist der Eifer der Siamesen exzessiv. Die meisten von ihnen ruinieren sich, indem sie Ihm Tempel und Statuen errichten und diese dann schmücken, und diejenigen, die nicht die Mittel dazu haben, begeben sich an einen einsamen Ort, wo sie Ihm kleine Hütten aus Holz oder Blätterwerk weihen. Nach Gott, so glauben sie, gibt es nichts Hinwendungswürdigeres als den Dienst am Nächsten. Sie helfen den Armen, besuchen die Kranken und bauen Herbergen im Lande, die Reisenden von großem Nutzen sind, da es im ganzen Königreich keine Gasthäuser gibt, und sie bringen Wasser, um (die Reisenden) zu erquicken. Die Frauen sind nicht weniger eifrig in der Demonstration ihrer Frömmigkeit, deren Hauptaufmerksamkeit den Mönchen gilt. Sie sind davon überzeugt, dass es ein großer Verdienst ist, diese an gewissen Feiertagen zu waschen; am standhaftesten aber glauben sie an die Spenden, die sie den Mönchen zuteil werden lassen. Die Mönche, denen sie ihre Aufmerksamkeit widmen, unternehmen nichts, sie in diesem Glauben zu schwächen, predigen ihnen vielmehr, daß es keine auch noch so schwere Sünde gäbe, die nicht durch das Almosengeben hinweggewaschen werden könne, und dass es eine unfehlbare Methode sei, der Hölle zu entgehen. Da einfache und leichtgläubige Gemüter sich durch Beispiele immer beeindruckten lassen, erfinden und erzählen (die Mönche) Hunderte von solchen Geschichten, die darauf abzielen, sie weiter zu überzeugen.“

Schon zu *Gervaises* Zeiten schien das *tham bun* zu einer institutionalisierten Handlung geworden zu sein, zu einem Ritual, das weniger mit spontanem Mitgefühl zu tun hatte als vielmehr mit einem spirituellen Kuhhandel, der einzig und allein persönliche Vorteile – wenn auch erst in der nächsten Existenz – garantieren sollte. Buddha selber hatte diese Variante von „guten Taten“ sicher nie propagiert und auch scharfsinnige Buddhisten



unserer Zeit, wie der hoch verehrte *Bhikku Buddhadasa* (1906–1993) aus Chaiya bei Surat Thani, sahen keinen echten spirituellen Gewinn darin. *Bhikku Buddhadasa* beispielsweise legte nur Wert auf die Meditation, die in der Lage sei, den Menschen von innen her zu echt empfundener Güte zu führen. Aus dem Volksglauben ist *tham bun* aber nicht wegzudenken und bildet die Basis für zahllose, **tagtäglich zu beobachtende Handlungen**. Im Folgenden einige Beispiele dazu:

- Eine der verdienstreichsten Taten, die Eltern vollbringen können, ist das Hingeben eines Sohnes in den Mönchsstand, wenn auch nur auf begrenzte Zeit. Durch die Mönchsweihe (*buat phra*) wird den Eltern *bun* zuteil, frei übersetzt „Verdienst“ oder „Tugend“ (von Sanskrit *punya*). Aufgrund der Dankbarkeit, die thailändische Kinder ihren Eltern lebenslang zu zollen haben, betrachten es viele junge Männer als ihre Pflicht, den Eltern dieses *bun* zukommen zu lassen. Nicht zuletzt aber fällt auch ein Großteil *bun* für den Sohn selber ab, der sich durch sein Mönchsleben in die spirituelle Nähe zu Buddha begibt.

Hoch mit dem Zaster: Zum Richtfest eines neuen Tempels werden gespendete Geldscheine am Giebel aufgezogen

- Jeden Morgen, mit Ausnahme der dreimonatigen Fastenperiode *jam phansa* (Juli–Oktober), machen sich die Mönche auf ihren Almosengang (*bintha baat*), bei dem sie sich ihre Sammelgefäße (*baat*) von den Gläubigen mit Speisen füllen lassen. (*Bintha baat* stammt von Sanskrit *pinda pata*, „den Klumpen hinwerfen“.) Dieses allmorgendliche, faszinierende Ritual gilt dabei keineswegs als „Bettelei“, im Gegenteil: Da die Mönche den Gläubigen dadurch die Gelegenheit geben, Gutes zu tun, ist man diesen dafür aufrichtig dankbar. Beobachtet man den Almosengang, so fällt auf, dass es die Geber sind, die sich respektvoll und ehrfürchtig den Empfängern nähern. Letztere quittieren die Gaben wortlos und ohne Anteilnahme. (Von einigen Mönchen ist sogar bekannt, dass sie Speisen, die ihnen nicht behagen, später einfach wegwerfen!)
- Die Statuen von verehrten Mönchen und Buddha werden von Tempelbesuchern mit dünnen Goldplättchen beklebt, was ebenfalls spirituellen Verdienst verspricht. Früher lebten von der Herstellung dieser Goldplättchen ganze Handwerkersippen, die sich z. B. in der Thanon Ti Thong („Goldschlägerstraße“) am Wat Suthat in Bangkok angesiedelt hatten. Heute ist die Herstellung industrialisiert. Kranke kleben die Plättchen gelegentlich genau an die Stelle der Statue, an der sie selber zu genesen hoffen. Das gilt besonders für Statuen von den *Luang Pho*, d. h. von verehrten Mönchen, denen man eine außerordentliche spirituelle Kraft nachsagt.



©2011 Foto: r-k

- Auch Tiere geben den Gläubigen die Gelegenheit, Gutes zu tun. Vor vielen Tempeln sitzen Vogel- oder Schildkrötenverkäufer, die ihre Tiere für ein paar Baht an die Besucher verkaufen. Diese lassen sie dann frei und hoffen so wiederum, durch ihre gute Tat *bun* erworben zu haben. Die Schildkröten werden meist in Tempelteichen ausgesetzt, die Vögel lässt man an Ort und Stelle in die Freiheit fliegen. Dabei wird im Inneren oft um die Erfüllung eines Wunsches gebeten – ein Fall von „Instant Karma“, also die Hoffnung, die gute Tat möge sich sofort lohnend auszahlen. Häufig werden anschließend Lotterielose gekauft, da sich die Chancen für einen Gewinn nun – so uns der Erleuchtete helfe! – erhöht haben dürften.

Tierfreundlich ist das Freilassen der Vögel oder Schildkröten aber nicht, denn ein Großteil der ausgesetzten Tiere, die nie zuvor in Freiheit gelebt haben, geht zugrunde. Thailändische Tierschutzorganisationen warnen deshalb regelmäßig davor, zumal dies nur die Züchtung von weiteren Tieren bedeutet.

- Zur „Unterhaltung“ von Schutzgeistern oder -göttern werden von Gläubigen klassische Tanzveranstaltungen gesponsert. Diese sind z. B. tagtäglich am Erawan-Schrein und dem Lak Muang, dem Schrein der Schutzgeister der Stadt, in Bangkok zu sehen. Dazu wird eine Truppe von Musikern und Tänzern/Tänzerinnen angeheuert, die die Götter durch ihre Präsentation gnädig stimmen sollen. In den meisten Fällen geht es hier um eine sofortige Verbesserung des Schicksals, so z. B. bei Krankheit, Finanzproblemen etc. Auch vor derartigen Schreinen findet man die unermüdlichen, menschenumlagerten Losverkäufer der Staatslotterie, deren Finanzlage sicher nichts zu wünschen übrig lässt.
- An den „Buddha-Tagen“ (*wan phra*), mehrmals im Monat zu begehende, dem Buddha geweihte Tage (keine gesetzlichen Feiertage), essen zahlreiche Gläubige nur vegetarisch. Wem das als ein zu großes Opfer erscheint, der isst zumindest eine vegetarische Mahlzeit. Am „Buddha-Tag“ dürfen auch offiziell keine Tiere geschlachtet werden. Der Verzicht auf das sonst so heißgeliebte Fleisch und die damit verbundene indirekte Schonung der essbaren Tierwelt soll ebenfalls zu Glück im nächsten Leben verhelfen. Oder besser noch, in diesem Leben! So gibt es wohlberechnende Zeitgenossen, die ein paar Tage lang rein vegetarisch essen, um sich dann – mit jeder Menge *bun* ausgestattet – in eine Zockerrunde zu stürzen. Andere kaufen den nächstgelegenen Lotteriestand

Zu den „guten Taten“ gehört die Tradition, dünne Goldplättchen auf die Buddha- und Mönchsstatuen zu kleben



leer. Ob die mehrtägige vegetarische Kost tatsächlich eine höhere Gewinnchance verspricht, ist wissenschaftlich nicht erwiesen; sicher ist, dass viele Zocker in Polizeigewahrsam landen, da Glücksspiele in Thailand verboten sind (ausgenommen die Staatslotterie!).

- Als *tham bun* können weiterhin viele kleine alltägliche Handlungen gelten, mit denen Gutes getan oder die Götter- und Geisterwelt beschwichtigt wird: So das Almosengeben an Bettler, die Spende an den

Tempel oder eine wohltätige Organisation, das Ablegen von Opfergaben (z. B. Blumen, Obst etc.) an Tempeln, Schreinen oder Räumen, die von Geistern bewohnt sein sollen.

Durch das Hilfsmittel *tham bun* arrangieren sich die Thais mit den Mächten, die das Schicksal bestimmen, und versuchen, es zu ihren Gunsten zu wenden. Ob man dabei an den Erfolg der Methode glaubt oder nicht: Sicher ist, dass sie der psychologischen Beruhigung dienlich ist, denn wenn man schon all diese guten Taten auf seinem Konto gutschreiben kann, was soll da eigentlich noch schief gehen? Ist dann doch so einiges danebengegangen, wird dies von den Thais oft als die Folge der Außerachtlassung von *Tham-bun*-Ritualen gewertet. Dann bekommen die Mönche am nächsten Morgen halt noch schmackhafteres Essen in ihre *baat* gelegt oder man versucht sich gar an einer einwöchigen, gnadenlosen Vegetarierkur!

Nicolas Gervaise berichtet noch von einer anderen Methode des *tham bun*, die heute in Thailand durchaus willkommen wäre: So schickte der Erste Minister des Königs zu jener Zeit Späher aus, die nach alten, kranken oder entwurzelten Bäumen Ausschau hielten. Hatte man welche gefunden, wurde alles zu deren Rettung unternommen – eine weise Form des *tham bun*, die *Gervaise* in seiner vor-ökologischen Ignoranz mit dem Adjektiv „lächerlich“ honorierte.

Girlanden für Jumbo: Elefanten werden mit Buddha assoziiert und Elefantenfiguren sind daher Empfänger von Opfergaben